

Neuner, Peter; Wagner, Harald (Hg.): In Verantwortung für den Glauben. Beiträge zur Fundamentaltheologie und Ökumenik. Für Heinrich Fries, Freiburg–Basel–Wien: Herder 1992, 408 S. Geb. DM 78,—

Nein, feierlich und erbaulich wirkt die Lektüre dieser Festschrift, mit der Freunde, Kollegen und Schüler Heinrich Fries zu seinem achtzigsten Geburtstag ehren, wahrhaftig nicht. Ihre Lektüre wird den Leser eher in jene ernste Stimmung versetzen, in der sich beklemmende und doch auch vorsichtig zuversichtliche Momente mischen und miteinander um den Vorrang ringen, bisweilen begleitet von allzu kecken und beschwingten Obertönen oder Dissonanzen hart am Rande des Sarkasmus. Daher paßt der Titel gut zu ihrem Inhalt, fast zu gut möchte man sagen, weil die Last der theologischen Verantwortung aus zahlreichen Beiträgen so drückend hervortritt.

Der Theologe, der seine rationale Verantwortung für den Glauben ernst nimmt, sieht sich heute eingespannt zwischen vier in jeweils andere Richtungen zielende Kräfte, die — gelegentlich bis zum Zerreißen — an ihm zerren: Da gibt es einerseits die restaurativen und fundamentalistischen Tendenzen, die eine bis zur irrationalistischen Verweigerung reichende Repetition des Althergebrachten einfordern. In die diagonal entgegengesetzte Richtung geht der Zug von Wissenschaft und Intelligenz, die die Theologie längst aus dem Rang der intellektuell ernstzunehmenden Gesprächspartner verbannt haben und sie bestenfalls in der Rolle des antiquiert-esoterischen Hofnarren sehen, schlimmstenfalls aber als Phalanx der Feinde von Geist und Freiheit. Quer dazu verläuft die Spannung, an deren einem Ende sich die Pluralität der Konfessionen, Religionen und Weltanschauungen befindet, die heute so sehr wie nie zuvor unser Bewußtsein prägt und geradezu nach einem alle umfassenden Diskurs schreit, wenn weder bornierter Fundamentalismus noch öder Relativismus das letzte Wort behalten sollen. Doch der Herausforderung, sich diesem Diskurs offen, öffentlich und ehrlich zu stellen, den *interweltanschaulichen*, *interreligiösen* und *interkonfessionellen* Dialog — um es mit Raimundo Panikkar zu sagen — auch als einen *intra*weltanschaulichen, *intra*religiösen und *intra*konfessionellen Dialog zuzulassen, ihn im eigenen Herzen und in den eigenen Reihen in seiner ganzen existentiellen Bedeutung auszutragen, dem wirkt die mit aller Macht erhobene Forderung nach Gehorsam entgegen, nach Orientierung an einer Autorität, die freien Disput und gedankliche Experimentierfreudigkeit als Illoyalität desavouiert.

Natürlich sind diese Probleme nicht neu, aber vielleicht doch die Intensität, mit der sie heute auftreten. Die Wurzeln ihrer gegenwärtigen Gestalt sind schon im 19. Jahrhundert in aller Deutlichkeit greifbar, wie *Georg Schwaiger* in seinem Beitrag klar aufzeigt. Er zitiert ein Schlüsselwort Schleiermachers, das die Grundproblematik ebenso hell verdeutlicht wie es zugleich die Aussichten verdüstert: »Soll der Knoten der Geschichte so auseinandergehen — das Christentum mit der Barbarei? und die Wissenschaft mit dem Unglauben?« (126). Direkt darauf beziehen läßt sich der Beitrag *Walter Kaspers* über das Vorhaben der Neuevangelisierung, »damit aus den« — man beachtete das schreckliche Eingeständnis eines Bischofs (!) — »Ruinen einer zerfallenden, verwesenden Volkskirche wieder christliches Leben erblühe« (238). Und Kasper sieht, daß wir dazu »die rationale Diskussion und die öffentliche Auseinandersetzung ..., die Gestalt eines mündigen und erwachsenen Glaubens« brauchen (240). Doch vor und nach diesen bemerkenswerten Aussagen kommt der Zug in die Gegenrichtung: Da ist in unüberhörbar klagendem Ton von »unserer verwissenschaftlichten Welt« die Rede, die den rationalen Diskurs so dringlich mache (240). Und der Ermunterung zu ihm wird gleich das unglückliche Augustinus-Wort nachgeschoben: »Ich würde dem Evangelium nicht glauben, würde mich nicht die Autorität der Kirche dazu bewegen« (241). Warum wohl nicht das Wort von Boethius und Thomas, wonach das Autoritätsargument das schwächste aller Argumente ist? Es würde doch zweifellos viel stimmiger zur Forderung nach offenem, rationalem Diskurs passen. Nur allzu leicht kann hier der Eindruck entstehen, es handle sich bei dieser Forderung nicht um ein inneres Anliegen des Glaubens selbst, sondern eben doch nur um ein nach außen gemachtes, quasi notgedrungenes Zugeständnis an die nun einmal heute so »verwissenschaftlichte Welt«. Wie sehr und massiv der sich hier nur subtil meldende Zug gegen freien Diskurs und hin zu Autorität und Gehorsam an der Theologie zerrt, das führen auf je eigene Art die

sich kritisch diesem Zug entgegengesetzten Beiträge von *Harald Wagner*, *Alfons Auer*, *Leonard Swidler*, *Peter Neuner*, *Johannes Gründel*, *Jürgen Werbick* und *Johannes Brosseder* vor Augen. Es geht dabei gar nicht einfach nur um eine Auseinandersetzung zwischen konservativen und progressiven Kräften. Spätestens seit dem Fall Lefebvre sollte jederman klar sein, daß eine konservative und eine romhörige, in jedem Fall gehorsame Haltung nicht identisch sind. Deshalb kann das Plädoyer für offenen Diskurs auch nicht auf eine bloß strategische Forderung der Progressiven verkürzt werden. Besonders *Peter Neuner* weist in seinem Beitrag den unterschiedlichen Charakter der Leit motive von Forderungen nach Kirchenreform nach, und leitet aus *dieser* empirisch nachweisbaren Tatsache die Option für »Kirche als Dialoggemeinschaft«, für »Dialog als Forum des Zusammenlebens unterschiedlicher Partner« ab (183)!

Damit ist zugleich eine essentielle Thematik der ökumenischen Theologie berührt: ein Themenkreis, der — dem Engagement des Geehrten entsprechend — in dieser Festschrift breiten Raum einnimmt (*Georg Kretschmar*, *Paul Misner*, *Heribert Schützeichel*, *Johannes Willebrands*, *Harding Meyer*, *Paul-Werner Scheele*, *Otto-Hermann Pesch*, *Paul Eisenkopf*) und der — mit sachlichem Recht — auch hier mit vier Beiträgen (*Hans Küng*, *Günter Biemer*, *Franz Wolfinger*, *Thomas F. O'Meara*) auf Fragen der interreligiösen Beziehungen ausgeweitet wird. Neuners Plädoyer für Kirche als Dialoggemeinschaft findet in ökumenischer Perspektive eine deutliche Unterstützung in Peschs wegweisender Konzeption, die interkonfessionellen Streitfragen nicht länger i.S. konfessioneller Selbstlegitimationen zu begreifen (und durchzuführen!), sondern »als Sachfragen der einen Christenheit«, in denen sich heute schon der unverzichtbare theologische Disput der zukünftigen geeinten Kirche antizipierend realisiert: »Unterschied, ja Gegensatz führt dann nicht länger zur Ausgrenzung, sondern zum gemeinschaftsinternen Streit um die Wahrheit« (306). Nach meiner Meinung bezeugt sich hierin in aller wünschenswerten Deutlichkeit in der Tat ein Verständnis des ökumenischen Diskurses, das ihn sowohl davor bewahren kann, in längst obsolet gewordene Problemstellungen des 16. Jahrhunderts zurückzufallen, als auch vor der Suche nach einer primär in Formeln gestützten Einheit, die unweigerlich zu neuen Ausgrenzungen führt. Gleichzeitig aber wird der relativistischen Beliebigkeit durch die Zielvorgabe der Wahrheitssuche gewehrt, ein Ziel, zu dem alle Kräfte benötigt werden und dem unterschiedliche Auffassungen nicht mißliebig, sondern willkommen sind.

Der theologische Streit um die Wahrheit hat, wo er die Grundlagen des Glaubens betrifft, seinen primären Ort in der Fundamentaltheologie. Es sind vor allem die Beiträge von *Wolfhart Pannenberg*, *Heinrich Döring*, *Eugen Biser* und *Johann Baptist Metz*, in denen sich einige wesentliche Grundlinien des aktuellen fundamentaltheologischen Disputs dokumentieren. Metz, seit langem ein engagierter Anwalt einer »kulturell polyzentrischen Weltkirche«, stößt nun — etwas überrascht, wie es scheint — auf das Problem, daß das Christentum nicht einfach von einer Kultur entkleidet und in andere inkulturiert werden kann, da es durch und durch mit der abendländischen Kultur- und Geistesgeschichte verquickt ist. Und er entdeckt, daß sich hier ein gewaltiges Dilemma auftut zwischen Kulturimperialismus einerseits und Kulturrelativismus andererseits. Eine Antwort auf dieses Problem bietet Metz jedoch nicht, es sei denn, man vermag sie in der beständig bemühten Formel von »einer Vernunft, die als subjekthafte und solidarische Freiheit zu sich selbst kommen will« (68), zu erblicken. Deutlicher fallen da schon die konträren Optionen von Pannenberg und Biser aus. Während Pannenberg das traditionelle Programm verfolgt, den christlichen Glauben als ein kohärentes System der Weltdeutung zu entwerfen und dadurch seinen Wahrheitsanspruch zu legitimieren (sein Beitrag bietet einen prägnanten Grundriß seines umfangreichen systematischen Entwurfs), votiert Biser für eine »Überwindung des Systemzwangs; Einbeziehung von Bild und Intuition; Abschied vom Wesensdenken« (28). Auffallend ist jedoch, daß diese beiden diametral entgegengesetzten Entwürfe einen eindeutigen Konvergenzpunkt haben: die neu gewonnene Aufmerksamkeit für die fundamentaltheologische Bedeutung der religiösen Erfahrung. Während Biser in den Spuren des mystagogischen Programms Rahners gerade um der Erfahrung willen die Aufgabe des Systemzwangs fordert, will Pannenberg angesichts der konkurrierenden Deutungsschemata menschlicher Erfahrung das christliche durch seine höhere systematische Kohärenz als das überle-

gene erweisen. Döring, der in seinem Beitrag eine tiefgreifende Analyse des jeweiligen Erfahrungsbezugs unterschiedlicher fundamentaltheologischer Konzeptionen vornimmt, resümiert, daß — seien sie nun mehr systematisch-konstruktivistisch oder existentiell-praktisch orientiert — alle (unhinterfragt) von der Superiorität der christlichen Symbolik ausgehen. Aber muß der christliche Glaube ausschließlich und gegenüber allem anderen konfrontativ in den Kategorien des Konkurrenzkampfs artikuliert werden? Döring verweist zum Abschluß seiner Analyse vorsichtig und wohl mit der Absicht, sie stärker in die deutschsprachige Diskussion einzubeziehen, auf die pluralistische Theologie John Hicks, die eine Metainterpretation der religiösen Erfahrung wagt mit einer erklärt integrativen Absicht, wonach die Erfahrung der großen Weltreligionen in ihrer Mannigfaltigkeit doch auf den gleichen göttlichen Urgrund bezogen ist. Dieses Konzept bewegt sich zweifellos an dem entscheidenden Dreh- und Angelpunkt des interreligiösen, interkonfessionellen und fundamentaltheologischen Kernproblems der Gegenwart.

So sind es nicht festliche Lobreden, die Heinrich Fries hier als Geburtstagsgabe dargebracht werden, sondern echte Zeugnisse vom Ernst und Gewicht theologischer Verantwortung — und er wird sich dadurch wohl auf die angemessenere Art geehrt wissen.

P. Schmidt-Leukel